Die Eiche auf dem Tüteberg



In der großzügigen Endmoränenlandschaft, die den Westensee und seine beiden Tochterseen, den Großen und Kleinen Schierensee, im Osten und Süden umfaßt, erhebt sich zwischen Deutsch-Nienhof und dem Dorf Westensee eine Höhe, die alle benachbarten weit überragt. Es ist der 88,5 m hohe Tüteberg. Ein vielbegangener Fußpfad führt von Deutsch-Nienhof nach Westensee an seinem östlichen Hang entlang. Auf seinem Gipfel steht, als weithin sichtbares Wahrzeichen der Gegend, eine alte, knorrige, vom Wind zerzauste und halb zur Erde gebogene Eiche. „De steit der knurri ganz alleen, en Stubben, old un krumm, / Un streckt en Ast na'n Heben rup, as lang der'n Arm herum." Kl. Groth.

Baum und Berg gehören zusammen. Wie alt die Eiche sein mag, ist schwer zu sagen. Ihr Stamm ist nur mäßigen Umfangs. Ihr Standpunkt auf der kahlen Höhe und die scharfen Westwinde, die ihre Krone nach Osten bogen und dem Baum seine bizarre Form gaben, waren ihrem Gedeihen abträglich. So mag sie erheblich älter sein, als man nach ihrem Stammumfang annehmen möchte. Vor 120 Jahren galt sie schon als Wahrzeichen der Tütebergländschaft. So sah sie der Domherr Meyer aus Hamburg, der in seinem 1816 erschienenen Werk „Darstellungen aus Norddeutschland" von der Gegend am Westensee, die er sich als seines Alters Ruhesitz wünscht, folgende ansprechende Schilderung entwirft: „Gleich hinter den Gemüsegärten des Dorfes erhebt sich der Fuß der beiden Bergbrüder Luskroog und Tüteberg. Ihre Seiten sind mit einem Gewande aller Arten von Getreide bedeckt; darunter vor allem die unabsehbaren, weißrötlichen Strecken des in diesen Gebirgen bis zum zwanzigsten Korn trefflich gedeihenden Buchweizens hervorschimmern. Ein anmutiger Fußpfad führt durch die üppige Naturfülle bergan bis zur letzten Höhe des Luskroogberges. Hier steht eine einsame Eiche, gleich als bezeichnendes Ziel des allumsichtigen Standortes dieser Höhen."

Alles noch heute wie damals: die Landschaft, der Fußsteig hinter den Gemüsegärten und die Eiche auf der Höhe; nur die weißrötlich schimmernden Buchweizenfelder sucht das Auge jetzt vergebens. Was die Namen für die beiden „Bergbrüder" angeht, so ist zu sagen, daß „Luuskroog" heute der Flurname für die große Hofkoppel ist, die beide Höhen umschließt, die von Domherr Meyer als „Luskroog" bezeichnete, die die Eiche trägt, und die ein wenig weiter westwärts sich noch stärker erhebende Höhe mit dem Vermessungsstein. Diese Höhe 88,5, auf der zur Zeit ein Vermessungsturm steht, ist der „eigentliche" Tüteberg. Heute unterscheidet man die beiden Kuppen nicht mehr, und spricht nur von einem Tüteberg mit der Eiche. Ob es früher tatsächlich anders war, oder ob Domherr Meyer sich nicht vielleicht geirrt und den Flurnamen der Koppel für den Namen der einen Kuppe genommen hat, mag dahingestellt bleiben.

Wohl jeder, der den merkwürdigen Namen Tüteberg hört oder liest, fragt sich, was er bedeuten möge. Stellen wir die Erörterung hierüber eine Weile zurück und vermerken zunächst die Tatsache, daß die alles überragende Höhe, die er bezeichnet, im Volksleben der Gegend schon in alten Zeiten ihre Bedeutung gehabt haben muß. Darauf deutet die Sage vom Bau der Westenseer Kirche, die uns erzählt, daß dieser Bau, der im 13. Jahrhundert errichtet wurde, am Fuße des Tüteberges geplant war. Man fand aber, was dort am Tage aufgerichtet war, am andern Morgen an der Stelle unten in der Nähe des Sees zusammengetragen, wo die Kirche heute steht. (Gust. Friedr. Meyer: Amt Rendsborger Sagen, S. 13.) Wir wissen ja, daß in alten Zeiten die ersten christlichen Kirchen mit Vorliebe auf den alten Kultstätten — und als solche wählte man fast immer überragende Höhen — errichtet wurden. Eine alte Kultstätte war sicher auch der Tüteberg; „dor harn de Lüd' all in ganz olen Tiden en Sted hatt för ern Gottesdeenst", heißt es in der Fassung bei G. Fr. Meyer.

Aber nicht nur Kultstätte, sondern auch Versammlungsplatz, Gerichtsstätte der Gegend scheint der Tüteberg gewesen zu sein. Auf diese Vermutung führt der Name. Höhen mit diesem oder ähnlich klingenden Namen kommen mehrfach im Lande vor. So gibt es einen 74 m hohen Tütenberg bei Wolfskrug im Nordteil der Hüttener Berge und eine Höhe Tutland bei Loit in Angeln. Um die Erklärung des Namens Tüteberg hat sich schon mancher gemüht. So u. a. P. v. Hedemann-Heespen, wenn er sagt: „Tüteberg heißt der Berg wohl nach dem Ruf Thiodute der alten Sachsen zum Opfer- und Gerichtsplatz." (Heimatbuch des Kreises Rendsburg, S. 383.) Das Vorkommen dieses Rufes ist für alle niederdeutschen Landesteile bezeugt. Er tritt uns später in den verschiedensten Formen — und sicher auch in abgewandelter Bedeutung — entgegen. Am bekanntesten sind „Jedute" und „Jodute". Der Sinn des Wortes wandelte sich wie die Form; es war bald Notruf, bald Kampf- und Weckruf. Als Kampfruf begegnet uns das Wort in Lobsiens geschichtlicher Erzählung „Jodute", die im 14. Jahrhundert in Lübeck spielend, den Kampf der Innungen um ihre Rechte unter Heinrich Paternostermacher schildert — als Weckruf in der Form „Jeduch" bei Löns in seinem Wehrwolf. Dort heißt es auf S. 77: „Gerade wollte er weiter erzählen, da hörten sie es rufen: Jeduch, Jeduch, Jeduch!"

Für Schleswig-Holstein ist das Vorkommen dieses Rufes nur spärlich bezeugt. Es scheint, daß derselbe am längsten sich in der Landschaft Angeln erhalten hat, hier freilich in einer stark entstellten Form und mit einem Sinn, der nur schwach an die ursprüngliche Bedeutung erinnert. Müllenhoff berichtet in seiner bekannten Sammlung eine Geschichte, die sich an den schon erwähnten Hügel Tutland bei Loit in Angeln knüpft. An jedem Donnerstag, dem Todestag des hier mit dem Pferde gestürzten Halbmeisters (Abdecker), hört man dort „den noch in Angeln gebräuchlichen Wehe-ruf: O jaue tut! O jaue tut!" (Nr. 238 der Alten Ausgabe 1845.) Nach Mensing (Schleswig-Holsteinisches Wörterbuch II 1026) lautete der in Angeln übliche Ruf: „O jewa tut" und das Verbum „jewatuten" (jauetuten, jowetuten). Er ist der Meinung, daß dieses Wort vielleicht ein Rest der alten Rechtsformel „tiodute" (aus „tiohad ute" = zieht die Waffen heraus) sein könnte, die früh zu „jedute" entstellt wurde und die den Hilferuf an das Gericht bei Einleitung eines Kriminalprozesses darstellte. Und an einer anderen Stelle (Wörterbuch V 186) gibt er der Vermutung Ausdruck, daß ein verstümmelter Rest dieses Weheruses wie in dem Flurnamen Tutland, so auch in „Tutebarg" bei Westensee vorhanden sein könnte.

Damit sind wir wieder bei unserem Tüteberg angelangt. Sein merkwürdiger Name läßt darauf schließen, daß er in alten Zeiten nicht nur Kult-, sondern auch Gerichtsstätte war. Wir können dabei die Entscheidung über die Frage, ob der Ruf Thiodute (tiodute) ursprünglich Rechtsformel oder, wie v. Hedemann-Heespen will, der Ruf zu Opfer und Gericht war, auf sich beruhen lassen. Jedenfalls wird man den Westenseer Tüteberg in die Zahl der aus den verschiedensten niederdeutschen Landesteilen, z. B. der Niederweserge gend, bekannten Jedutenberge, die von der Forschung als uralte Heiligtümer und Gerichtsplätze angesprochen werden, einreihen können.

Fast will es scheinen, als ob sich eine Erinnerung an diese seine Bedeutung in alter Zeit in der Volksüberlieferung erhalten hätte, denn eine bisher wenig bekannt gewordene Sage berichtet, daß der wilde Jäger (Wode) auf dem Tüteberg einst einen Holzdieb strafte. Eine alte Frau erzählte die Geschichte von zwei Tagelöhnern aus Eckhöft bei Westensee, die sich im Winter, gerade in den Zwölften, auf den Weg machten, um in der Nienhofer Gegend Holz zu stehlen. Als sie mit ihrer Bürde auf dem Rückweg den Fußsteig über den Tüteberg gingen, kam die wilde Jagd dahergebraust. Der eine von ihnen rettete sich durch schnelle Flucht, der andere aber, der sich wohl zuviel aufgeladen hatte oder vor Angst nicht aus der Stelle konnte, brach in den Ruf aus: „Ick will, ick wär en Baum, denn kunn he mi nix daun!" Kaum hatte er dieses gesprochen, war er in einen Eichbaum verwandelt. Den packte der wilde Jäger und bog seine Krone zur Erde nieder. Davon hat der Baum noch heute seine absonderliche Gestalt.

Es mag auch sein — und das ist wohl das Wahrscheinlichere — daß diese Sage nur als Erklärungssage zu werten ist, denn die phantastische, im Nebel oder in der Dämmerung geradezu gespenstisch wirkende Erscheinung der auf kahler Höhe stehenden Krüppeleiche mußte auf die Phantasie der Menschen erregend wirken und eine Erklärung geradezu herausfordern.

Theodor Möller.

Vor 75 Jahren:

Der Sturm auf Düppel am 18. April 1864

Die letzten Vorbereitungen zum Sturm wurden getroffen. Wer sollte ihn ausführen? Da alle sich dazu drängten, wurden 46 Kompanien durch das Los bestimmt. Sie sollten durch 5 Pionierkompanien unterstützt werden, so daß die Sturmkolonnen insgesamt 8000 Mann zählten. Jede Kolonne umfaßte vier Gruppen. Da war zunächst die Schützenkompanie, die beim Angriff ausschwärmen, die dänischen Vorposten unter Feuer zu nehmen hatte und schließlich die Schanzen umgehen sollte. Darauf folgte der Arbeitertrupp, von dem jeder Soldat neben dem umgehängten Gewehr irgend ein Werkzeug, einen Spaten, eine Axt, eine Brechstange, eine Leiter oder ein paar Bretter, einen Heusack oder auch 30 Pfund Pulver trug. Durch die Blenden der dänischen Blockhäuser wollte man Pechfackeln werfen. Heusäcke sollten dann die Blenden abschließen — man wollte die Dänen ausräuchern. In 100 Meter Abstand folgte auf den Arbeitstrupp die Sturmkolonne. Mit gefälltem Bajonett hatten sie die Schanzen zu räumen. Während für die Schanzen I, III, V und VI je zwei Sturmkompanien angesetzt wurden, glaubte man für die Schanzen II und IV jeweils vier Sturmkompanien zu benötigen. Die Ersatzmannschaft hatte im Abstande von 150 Meter den Stürmern zu folgen. Bei ihnen befanden sich auch je 20 Artilleristen. Die ausgewählten Mannschaften wurden nun in aller Eile für den Sturmangriff noch besonders geschult. Sie mußten Gräben auswerfen, Spitzpfähle lockern und umlegen und alle möglichen Hindernisse nehmen. Während des 16. und 17. Aprils hatten sie dienstfrei und wurden besonders gut verpflegt.

Am 18. April versammelten sich die Sturmmannschaften morgens um zwei Uhr auf der Büffelkoppel, um dann in die zweite und dritte Parallele zu rücken. Sie trugen die Feldmütze und den gerollten Mantel. Ihre Aufgabe bestand darin, die Schanzen I bis VI zu stürmen. Alles Weitere war ihrem Anführer, dem General v. Manstein, überlassen. Um vier Uhr begannen 102 preußische Kanonen ihr gewaltiges Spiel. Heulend, zischend, fauchend nahmen die Granaten ihr Ziel auf die Schanzen.

Der Himmel ist klar. Ueber den Brustwehren der Schanzen aber lagert bald eine dicke Pulverwolke. Luft und Boden zittern. Den preußischen Sturmtruppen wird es lästig genug, stundenlang auf der Erde zu kauern und zu liegen. Schweigend reinigen die Krieger ihre Gewehre. Andere schreiben ihren Lieben ein paar Worte. Kaum 100 Meter ist der dänische Graben von ihnen entfernt. Ehe sie aber dahin gelangen, haben sie die scharfspitzigen Eggen, die Wolfsgruben, die Fußangeln zu überwinden! Wer kann denn auch ahnen, daß die braven Pioniere schon im Morgengrauen nach vorne schlichen, um den verlassenen dänischen Graben einzunehmen?

Es wird hell. Das Geschützfeuer dauert in unverminderter Stärke an. Die Dänen glauben, daß erst der 19. April für den Sturm vorgesehen sei. Prinz Friedrich Karl hält seit 9¼ Uhr mit seinem Stabe auf dem Spitzberge. Besteht nicht die Befürchtung, daß die Dänen die vielen preußischen Truppen in den Parallelen bemerken und sich, wie einst beim Dannewerk, auch hier rechtzeitig vor ihnen flüchten? Die preußischen Vorposten melden jedoch dem Prinzen: „Vorne alles unverändert!" „Ich habe sie!" sagt sich da der Prinz.

Fast 8000 Geschosse sind auf die Schanzen geschleudert. Punkt zehn Uhr schweigt die Kanonade. Die Schanzkörbe fliegen von den Ausfallstufen. Mit brausendem Hurra rasen die Kolonnen gegen die Schanzen. Aus der zweiten Parallele erklingt der feurige Hohenfriedberger Marsch. Piefke, der Musikmeister, schwenkt ein schwarz-weißes Fähnchen an seinem Degen und leitet die vier Musikchöre.

Wie sieht's denn nun in den Schanzen aus? Die Brustwehr ist vielfach abgekämmt. Immer wieder haben die Dänen versucht, die gröbsten Schäden zu beseitigen. Vergeblich. Viele Spitzpfähle sind umgelegt. Die Schanzentore sind zertrümmert. Nur noch 74 kampffähige Geschütze und 11 Mörser stehen den Dänen für die Abwehr zur Verfügung. Zeitweise schweigt das dänische Geschützfeuer ganz. Man befürchtet, daß die preußischen Granaten die Kanonen demolieren und sucht diese durch Sandsäcke zu schützen. Der Aufenthalt in den Schanzen ist unerträglich geworden. Nur wenige Posten sind noch zur Beobachtung des Feindes ausgestellt. Da die Blockhäuser auch keinen Schutz mehr bieten, bergen sich die Infanteristen in den Unterkunftsräumen ihrer Gräben, während die Artilleristen sich so schnell wie möglich irgendwo in die Erde wühlen. Und da sie ihre Erdlöcher möglichst weit von den gefährdeten Schanzen graben, sind sie manchmal weiter von den Schanzen entfernt als die anlaufenden Belagerer.

Da kommen diese in rasendem Lauf. In aufgelösten Linien. Zuerst die Schützen. Schon knattert ihr Gewehrfeuer. Dazwischen Trommelwirbel und Trompetengeschmetter. Dort sieht man die rennenden Säcke und Leitern. Dann die Stürmer mit dem blitzenden Bajonett. Was nützen die vielgepriesenen und gefürchteten Hindernisse! Schnell ist der Draht durchschnitten. Ein paar Kissen fliegen auf die Fußangeln. Hinüber. Stehende Spitzpfähle werden umgelegt. Weiter. Schon erklettern die ersten die Wälle.

Doch die Verteidiger haben sich wieder eingestellt. Ein wütendes Feuer empfängt die Angreifer. Granaten, Kartätschen, Flintensalven. Viele fallen, bleiben unbeweglich liegen, andere schleppen sich mühsam zurück.

Sturmkolonne I kommt in den Graben. Eine Lücke in der Palisadenreihe ist zu schmal. „Pioniere!" Sie wuchten noch ein paar Pfähle aus. Ein kurzer Kampf mit Kolben und Bajonett. Die Verteidiger ergeben sich. Einer sucht noch mit brennender Lunte die Pulverkammer zu erreichen. Ein preußischer Grenadier stößt ihn nieder und rettet Freunde und Feinde vor dem Tode.

Von Schanze II feuern ständig drei schwere Geschütze. Die Palisadenreihe ist unbeschädigt. Pionier Kitto bringt seinen Pulversack. Klinke entzündet ihn. Mit beiden Händen schleudert Kitto den Sack an die Palisaden. Ehe die Mannschaft sich niederwirft, explodiert das Pulver. Leutnant Diener fliegt links, Klinke rechts. Während sich Diener die Hand verbrennt, ist Klinkes Gesicht stark vom Feuer verletzt. Ein Schuß durch Arm und Brust beendet sein qualvolles Leiden. Die Preußen dringen in die Schanze. Ihr südlicher Teil ist bald erobert. Das Blockhaus, das inmitten der Schanze liegt, brennt lichterloh. Der nördliche Teil der Schanze wird durch Leutnant Anker verteidigt. Immer mehr Preußen dringen in die Schanze. Zuletzt befinden sich hier zehn Kompanien Infanterie sowie eine Pionier- und Artillerieabteilung. Anker wird durch